

Feuilleton

gü Güntner J.

Die lieblose Lehranstalt

Deutschland, deine Staatsschulen - ein eher dunkles Panorama

Von Joachim Güntner

Ganztagsschulen anbieten, nationale Bildungsstandards setzen - auf diese Devisen beschränken sich im Wesentlichen die Folgerungen, die man in Deutschland gezogen hat, um dem in Verruf geratenen Bildungswesen aufzuhelfen. Doch dessen Krise ist umfassend kultureller Art. Freudlosigkeit, Angst, Geringschätzung prägen die Atmosphäre.

Deprimierend sind die Folgen der PISA-Studie in Deutschland. Die Scharte, im internationalen Schulvergleich nur unteres Mittelmass zu repräsentieren, soll ausgewetzt werden, und nun hat Aktionismus die Kulturministerien ergriffen. Um dem Lehrermangel abzuhelfen, lassen sie fünf gerade sein und wollen mancherorts auch Bewerber ohne Lehramtsausbildung einstellen. Politiker proklamieren die Ausdehnung der Halbtags- zur Ganztagsschule, als würde schlechter Unterricht dadurch besser, dass mehr davon angeboten wird. Das Berufsleben soll früher anfangen, die Schulzeit verkürzt, die Einschulung vorverlegt werden. Anders als vor ein, zwei Jahren trifft man jetzt in den Kindergärten reihenweise kirre gemachte Eltern, die darauf drängen, ihre noch unreifen Sprösslinge an der Schule zu sehen. Ohne Gehör bleibt der schöne Satz von Rabelais: "Kinder sind keine Fässer, die gefüllt, sondern Feuer, die entzündet werden wollen."

Permanente Demütigung

Die deutsche Staatsschule ist ein Pflegefall, ihr Grundübel die Freudlosigkeit. Das Schulschwänzen hat dramatische Ausmasse angenommen. Aus Angst vor schlechten Noten, vor Mobbing und weil sich in ihrer Familie ohnehin niemand darum kümmert, praktiziert mittlerweile eine Million Kinder regelmässig Schulverweigerung. Wahrscheinlich beherrscht niemand die niedere Kunst des Demütigens so gut wie die deutschen Lehrer. Als Jürgen Baumert, der Direktor des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung in Berlin, unlängst an der Universität Freiburg (Schweiz) Videos vom deutschen Mathematikunterricht zeigte, reagierten die Studenten ungehalten. Ständig liessen die Lehrer kränkende Bemerkungen fallen, empörten sich die Schweizer über das deutsche Unterrichtsklima. Baumert hatte das Herabsetzende in Kommentaren wie "Schon wieder derselbe Fehler!" oder "Ist das so schwer zu begreifen?" gar nicht bemerkt. Kein Wunder, denn die deutschen Lehrer verstehen sich auf noch weit gröbere Gemeinheiten, wenn sie ihren Schutzbefohlenen klar machen wollen, dass sie ja doch nichts taugen.

Keinen Deut besser macht die Sache, dass die Täter selber auch Opfer sind. Unvergessen, dass ein niedersächsischer Ministerpräsident, der heute Bundeskanzler ist, die Lehrer als "faule Säcke" beschimpft hat. Natürlich gibt es Faulheit ebenso wie innere Emigration. Doch viele leiden eher an "Perfektionsstreben" und "Überengagement". So sieht es der Potsdamer Psychologe Uwe Schaarschmidt, der zumal den Lehrern an Grundschulen und Gymnasien attestiert, ihnen fehle die "Fähigkeit, sich vom Job zu distanzieren". Das Burn-out-Syndrom grassiert. Keine Berufsgruppe im öffentlichen Dienst lässt sich so häufig vorzeitig pensionieren wie die Lehrer. Sie sind tief verunsichert, haben ihr Selbstwertgefühl verloren, müssen mit Versagensängsten kämpfen und leiden unter psychosomatischen Störungen: unter ständigem Unwohlsein, Übelkeit, Panikattacken, Kopf- und Herzschmerzen.

Dann ist da noch die Angst vor Gewalt. Um Furcht vor ihren Schülern zu spüren, müssen Lehrer nicht gleich an den Amoklauf von Erfurt denken. Repräsentativer drohen Fälle wie jener zu werden, der Justitia unlängst in Berlin beschäftigt hat. Dort hat ein 16-jähriger Schüler auf dem Pausenhof fünf Lehrer verprügelt. Zurückschlagen wollten sie nicht, weil das ein schlechtes pädagogisches Beispiel gäbe. Auch die Reaktion der Eltern ist leider kein Einzelfall mehr. Sie finden es gut, dass ihr jugendlicher Schläger "sich nichts gefallen lässt".

Versagen der Eltern

Wie wenig die Lehrer noch auf Rückhalt bei der elterlichen Erziehung bauen können, fasst höchst treffend eine Karikatur ins Bild, die sich neulich auf dem Flur einer Grundschule aufgehängt fand: zweimal dieselbe Szene, früher und heute, Sprechstunde beim Lehrer, der von einer Übeltat des Kindes berichtet. Antwort des Vaters von anno dazumal: "Na warte, wenn der Bengel nach Hause kommt!" Replik heute: "So was tut unser nicht!" Um Fälle wie den Berliner Lehrerprügler zu kennzeichnen, gibt es bereits einen Namen für den missratenen Nachwuchs: "Erziehungswaise". Gezeugt, aber nicht erzogen - das gilt aber nicht nur für frühe Gewalttäter, sondern ebenso für Scharen gefühlswahrrloster Problemprinzen und -prinzessinnen, deren Eltern von einer Anwandlung in die andere taumeln: Mal umtanzen sie zuckersüß das goldene Kind, dann wieder fühlen sie sich nur noch erschöpft, gieren nach einem eigenen Leben und schieben den Nachwuchs auf irgendein Abstellgleis.

Das Fatale an der deutschen Situation ist, dass die Generation der heutigen Erzieher selber der Erziehung bedürfte. Nun werden Erwachsene, wenn überhaupt, durch kommune Leitbilder erzogen. Der soziologische Altmeister Norbert Elias hat in seinen Studien über die Deutschen auf den historischen Mangel hingewiesen, der diese Nation nachhaltig von anderen Westeuropäern unterscheidet: Höfische Ideale, wie sie der spanische Gentilhombre oder - in schon nicht mehr bloss aristokratischer, sondern auch bürgerlicher Weise - der englische Gentleman verkörperte, haben es in Deutschland nie zu kulturprägender Kraft gebracht. Heute ist der Hang, unter Niveau zu gehen, schichtenübergreifend. Man sieht das am besten daran, wie sich die Produktionsanstalt für ausserschulische Leitbilder schlechthin, das Fernsehen, der Quote unterworfen hat. Intendanten ignorieren den Bildungsauftrag der öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten. Sport, Home-Stories und eine attrappenhafte Volksmusik beherrschen den Bildschirm. Bei den Radioprogrammen wird zurzeit die Sparte "kulturelles Wort" rigoros vernichtet - vom Deutschlandfunk, dem letzten Mohikaner, einmal abgesehen.

PISA hat die Binsenweisheit bekräftigt, dass die Schule ein Spiegel der Gesellschaft sei. Zur Erinnerung: Der wirkliche Skandal der deutschen PISA-Studie lag nicht in dem schlechten Abschneiden beim Ranking. Zwar hat der schulpolitische Populismus sich vor allem über die Placierung ereifert. Das bleibt nun einmal nicht aus bei einer Nation, deren von zu vielen Sportschauen verformter Blick vor allem durch Tabellen zu beeindruckt ist. Doch dem Selbstbild einer modernen demokratischen Gesellschaft widersprach, dass die Studie zeigte, wie eng soziale Herkunft und Bildungsgang nach wie vor verklammert sind. Von gleichen Lebenschancen zwischen Putzfrauensöhnen und Professorentöchtern keine Spur. Sind die durch ihre Milieuzugehörigkeit benachteiligten Schüler überdies Immigrantenkinder - dann gute Nacht.

Nirgendwo klaffen, herkunftsbedingt, die Leistungen von guten und schlechten Schülern so sehr auseinander wie in Deutschland. Abhilfe wäre möglich - zumindest theoretisch, nämlich mittels "Gesamtschulen mit einem Tagesangebot, die über einen hohen Betreuungsaufwand verfügen, gezielt Förderungen anbieten, die nicht selektiv sind und gleichwohl hohe Leistungen erzielen", schreibt der in Zürich lehrende Erziehungswissenschaftler Jürgen Oelkers. Oelkers weiss allerdings, dass sich die Gesamtschule als Regelschule in Deutschland politisch nicht durchsetzen liesse. So empfiehlt er, bestimmte Elemente herauszupicken, welche den Umbau "von der Unterrichtsschule zur Angebots- und Förderschule" befördern würden: "Hier

hilft ein Blick über den Zaun: Skandinavische oder auch angelsächsische Bildungssysteme verwenden Förderprogramme, stellen die Lehrpläne auf Standards um, setzen Leistungstests zur Qualitätsentwicklung ein, integrieren die sozialpädagogischen Dienste und versuchen, mit diversen weiteren Massnahmen, die Milieuunterschiede zu minimieren."

Oelkers' Herangehensweise ist pragmatisch-technokratisch. Er bietet eine brauchbare erste Hilfe. Zu kurz kommt dabei die Frage, was es heisst, Schulprobleme als Kulturprobleme anzusehen. Professorentöchter bringen es nämlich in der Regel deswegen weiter als Putzfrauen-söhne, weil eine andere Kultur ihre Lernerfolge trägt. Dasselbe gilt, weiter gespannt, für nationale Unterschiede im internationalen Schulvergleich. Auf den Geist im Hintergrund kommt es an. Wie steht es etwa um die generelle Wertschätzung schulischen Lernens, die Unterstützung durch das Elternhaus und die Bereitschaft zur Anstrengung? Die dumme zeitgeistige Gleichsetzung von schulischer Anforderung und "Leistungszwang" ist nach dreissigjähriger Herrschaft noch nicht aus den Köpfen vertrieben.

Leistung könnte sich auf Lust reimen, in Deutschland aber sind Einstellungen weit verbreitet, welche den Heranwachsenden die Freude an der Anspannung der Kräfte vergällen. Lernen zu können, gilt nicht als Privileg, sondern als Last. Man "darf" nicht, sondern man "muss" zur Schule gehen. Gemessen an der Realität der Staatsschulen, ist die Unlust der Schüler freilich berechtigt. Zwar hat die Rohrstockschule ausgedient, und die Zöglinge fühlen sich nicht mehr wie bei Hermann Hesse "unterm Rad". Aber die Didaktik spielt vielerorts noch immer Frage- und-Antwort-Spielchen wie zu Paukers Zeiten. Der Lehrer stellt die Aufgabe, erwartet wird eine bestimmte Lösung. Überraschende Antworten und alternative Lösungswege sind nicht vorgesehen. Das macht es den Reformpädagogen leicht, das Lernen in der Staatsschule als "rezeptiv, fremdgesteuert, einseitig kognitiv" zu kritisieren. Sie halten dagegen: "Lernen ist umso wirksamer, je mehr es an Erfahrung, (Selbst-)Erprobung, Bewährung und Ernstfall gebunden ist."

Mit Standards Leistung sichern

Nach dem schlechten Abschneiden bei PISA soll jetzt dem Verfall des Leistungsdenkens mit nationalen Bildungsstandards begegnet werden. Die Grundidee dabei leuchtet durchaus ein: Es wird ein Minimum dessen formuliert, wozu Schüler am Ende eines bestimmten Abschnitts ihrer schulischen Ausbildung befähigt sein sollen. Für die Kompetenzen in den Fächern Deutsch und Mathematik am Ende der zehnten Klasse hat die deutsche Kultusministerkonferenz Ende Juni erstmals solche Standards vorgelegt. Da geht es im Bereich "Sprechen und Zuhören" für das Fach Deutsch etwa darum, dass sich die Schüler "verständlich, sach- und situationsangemessen äussern", dass sie verschiedene Formen mündlicher Darstellung beherrschen oder auch die Wirkungen ihrer Redeweise kalkulieren, sich also "situations- sowie adressatengerecht" artikulieren können. "Realitätsnahe Probleme im Zusammenhang mit linearen, proportionalen und antiproportionalen Zuordnungen" zu lösen, gehört zu den Anforderungen in der Mathematik. Beispiele konkretisieren jeweils das Verlangte.

Anders als die gängigen Lehrpläne, die konkrete Unterrichtsinhalte festlegen, fixieren die Bildungsstandards nicht den Weg zum Ziel, sondern nur dieses selbst. Liefere ihre Einführung darauf hinaus, dass die mit Spezialwissen vielfach überladenen Lehrpläne an Bedeutung verlieren, würde die pädagogische Autonomie der Lehrer wachsen - sie bekämen grössere Freiheit in der Wahl ihrer Mittel, die Fähigkeiten der Schüler zu den gewünschten Fertigkeiten hin zu entwickeln. Mehr Autonomie für die Schulen war ja eine der Forderungen aus PISA gewesen. Allerdings zögern die Schulpolitiker noch, die Macht der Lehrpläne zugunsten der neuen Standards zu reduzieren. Nicht so sehr am Freiheitszuwachs ihrer Untergebenen scheinen sie interessiert zu sein als vielmehr daran, mit den Standards einen Massstab für überregionale Schulvergleiche in die Hand zu bekommen.

Und ist ein Leisten, über den sich alles schlagen lässt, nicht auch eine Notwendigkeit? Vom Standpunkt des Staates aus gewiss. Desgleichen aus Sicht von Personalchefs, die wissen wollen, ob die Zensuren im Zeugnis eines Bewerbers aus Hessen dasselbe besagen wie die entsprechenden bayrischen Schulnoten. Pädagogisch betrachtet aber ist Standardisierung ein Graus. "Vergleiche nie ein Kind mit einem anderen, sondern immer nur mit sich selbst", lautet die von pädagogischem Eros beflügelte Forderung Pestalozzis. Einer auf Vergleichbarkeit abzielenden Schulpolitik freilich muss dergleichen als idealistische Flause vorkommen. Wohin Schulrankings führen, kann man in Schweden sehen. In mancher Hinsicht herrschen dort vorbildliche Verhältnisse: Während deutsche Lehrer eilen, nach Schulschluss das Schulgelände zu verlassen, ermuntern die schwedischen ihre Schüler, sie mit etwaigen Problemen auch privat zu behelligen. Schweden hat bei PISA sehr gut abgeschnitten. Jetzt zitieren die deutschen Kultusminister das Land in der Diskussion um nationale Bildungsstandards. Das schwedische Schulsystem wurde vor zehn Jahren dezentralisiert und dereguliert. Es herrscht Wettbewerb; wie sich jede Schule profiliert, bleibt ihr selbst überlassen. Um die Eltern über die Qualität der Bildungsanstalten zu informieren, werden die Testergebnisse der Abschlussprüfungen der 9. Klasse, also vom Ende der Schulpflichtzeit, alljährlich veröffentlicht. Jedoch betrifft dies nur die Fächer Schwedisch, Englisch und Mathematik. "Die Folge ist, dass sich Schweden auf eine Drei-Fächer-Schule zubewegt", schreibt Hartmut von Hentig in der Neuausgabe seines Buches "Die Schule neu denken". Nach einem Aufenthalt in Schweden im vergangenen Jahr sieht Hentig die Folgen des permanenten Rankings eher kritisch: "Geschichte und Geschichten, die Künste und die Religion, Politik und sogar <science> werden zu Begleiterscheinungen im Ganztags-Schulbetrieb."

Tendenzen zur Verengung des schulischen Kanons zeigen sich auch in Deutschland. Wie krisengeschüttelte Wirtschaftsbranchen die "Konzentration auf das Kerngeschäft" postulieren, so favorisiert die deutsche Staatsschule in Zeiten der Krise jene Fächer, die handgreiflichen Nutzen versprechen, zulasten der künstlerisch-musischen. Seit längerem schon fällt der Musikunterricht an vielen Schulen ganz aus oder wird fachfremd erteilt. Die Stundentafeln schreiben ihn immer seltener verbindlich vor. In Nordrhein-Westfalen kann Musik neuerdings nicht mehr als Abiturfach gewählt werden. Niedersachsen will im Zuge einer Reform der gymnasialen Oberstufe Musik und Kunst bloss noch als Wahlfächer gelten lassen, die anzubieten eine Schule nicht mehr verpflichtet wäre. Schüler, die ihr Abitur auch in Kunst oder Musik machen möchten, bedürften dann einer behördlichen Genehmigung. "Kunst und Musik werden somit von der niedersächsischen Landesregierung nicht mehr als Teil der Allgemeinbildung in der gymnasialen Oberstufe verstanden", klagt der Bund deutscher Kunsterzieher. Das zuständige Wissenschaftsministerium verkündet derweil, es sehe sich von der PISA-Studie zum Handeln herausgefordert.

Ist es Chuzpe, hat es Methode? Ideologische Blockierung scheint die nächstliegende Erklärung für die Art, wie man sich in Deutschland auf die OECD-Bildungsstudie beruft, dabei aber regelmässig zu Folgerungen gelangt, die durch die wissenschaftlichen Befunde nicht gedeckt sind. Eine mangelhafte "Lesekompetenz" hatte PISA den deutschen Schülern bescheinigt. Der Befund wäre auf die Bildungspolitik auszuweiten.